

Tessenberg und Ligerz

Autor(en): **E.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **3 (1913)**

Heft 43

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641365>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zahnd blieb. Warum? Er wußte keine Antwort. Aber ein dunkles, dumpfes Gefühl der Verantwortung wuchs groß in ihm. Er wußte nicht, woraus es Nahrung sog. Und wußte selbst nicht, war es Lust oder Leid. Aber er hütete es, wie man ein Pflänzlein birgt vor Frost und Sturm.

Da standen seine Bücher an der Wand. Seit Jahren hatte er sie gesammelt und immer und immer wieder gelesen. Ihre Zahl war im Laufe der Zeit groß geworden. Er liebte sie wie Freunde. Und er war entschlossen gewesen, sie trotz des Verbotes nicht zu lassen.

Allein nun saß er da und konnte die Hand nicht heben, eines zu fassen. Aber er empfand es nicht wie Schmerz, dies Unvermögen. Es war ihm zu Mute wie einem Manne, dessen Freunde in fernen Ländern leben, und denen er die Erinnerung seliger Stunden schuldig ist und Treue.

Da öffnete sich leise die Türe der Kammer. Maria trat herein. Sie trug ein einfaches Leidgewand. Ihr Antlitz war sehr bleich, die Lippen blutleer. Aber ihre schönen, regelmäßigen Züge waren vergeistigt und Hermann konnte seinen Blick nicht von ihnen wenden.

Still setzte sie sich neben den Bruder hin, und als sie bemerkte, daß er vor leerem Tische saß, da sprach sie traurig: „Du bist einsam geworden unter uns!“

Er sah sie an: „Ich — einsam? Ja, wie meinst du das, Maria?“

Da faßte sie seine Hand: „Bist du nicht einsam, Hermann?“

„Ja vielleicht,“ sprach er.

Doch plötzlich richtete er sich auf und sah Maria forschend an: „Ihr zweifelt alle doch an mir, nicht wahr?“

Marias Wangen röteten sich leise. Ihre Augen füllten sich mit Tränen und ihre Stimme bebte, als sie erwiderte:

„Du weißt es ja, ich kann von Vaters Glauben nicht lassen.“

„Ich habe dich lieb, so wie du bist, Maria!“



Wald und Weiden auf dem Tessenberg.

Und sie fuhr fort: „Denn dieser Glaube ist mein Glück; er gibt mir Kraft und Halt!“

„Ich sehe es täglich.“

„Doch niemals habe ich gezweifelt, daß du mit deinem Suchen nur Wahrheit willst. Dies dir zu sagen, bin ich hergekommen.“

Sie war wieder sehr blaß geworden. Und Hermann sprach: „Ich danke dir; doch du bist krank, Maria — bist du's nicht?“

Allein sie lächelte: „Das geht vorüber!“

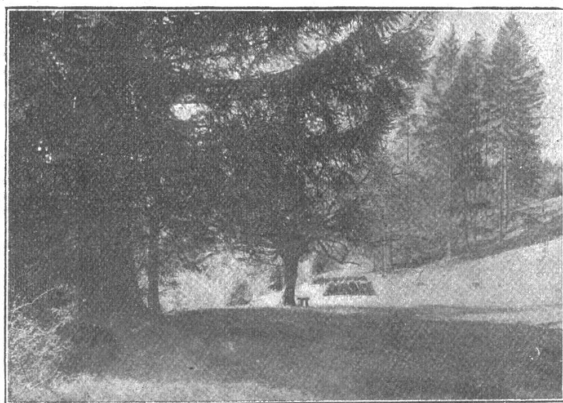
Und dann erhob sie sich und verließ das Zimmer.

„Du Liebe, Gute!“ flüsterte Hermann, als er wiederum allein war. (Fortsetzung folgt.)

Tessenberg und Ligerz.

Ein Tagebuchblatt vom Bielersee.

In der Abendsonne leuchten die schlanken Turalannen wie Türme mit vom Feuerschein übertünchten Spitzen und weit drüben am Hang glühen die Fluren auf, wie blühende



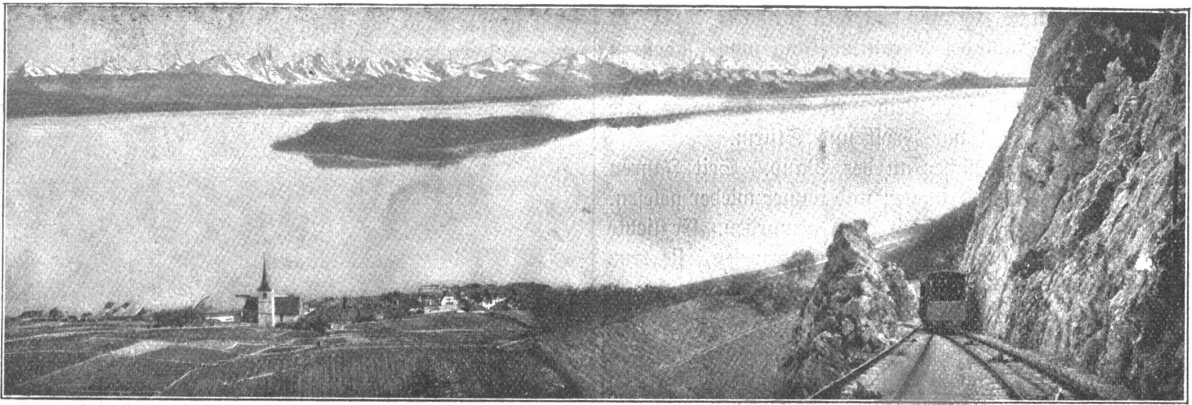
Waldpartie auf dem Tessenberg.

Rosengärten. Noch blaut der Himmel wie ein mächtiges Zelttuch über uns; nur fern im Westen steht rosiges Gewölk

über der Sonnenkugel. Wie mit spitzen, vergoldeten Fingern sticht die Sonne durch das Gebüsch, das den Abhang begrenzt. Wie mit goldenen Spritzern überfät und tagesmüde liegt das tiefe, tiefe Grün der Turawiesen. Hier steht ein Busch verträumter Farben voll auf der Felsennase, die sich neugierig aus dem Erdreich streckt. Ein wenig vorwitzig und rücklichtlos trampelt eine Kuh auf ihr herum und läutet mit ihrem Stöcklein ein helles Lied in ein Land voll Schönheit, voll Wald, voll Wein und Selbstvergessenheit.

Der Tessenberg. — Fast lautlos schlängelt sich das Bähnlein dem starren Eisenweg nach. Es kommt von Ligerz, führt hart an Stufenmauern des Weingeländes vorbei und an steilem Felsgeschroff vorüber zu luftiger Höhe. Einen ganzen Wagen voll Jugend bringt es heute mit; und frohe Lieder und Gitarrenklang verbreiten ihre Tonwellen über das herrliche, unfäglich schöne und lustige Stückchen Bernerland.

Tief unten aber wellt der See, der weithin schimmernd an dampfenden Ufern ruht und immer anders ist, wie oft man auch seinen Spiegel überfiehet. Eben noch lag er in violetter Blau da, lässig gekräufelt und gegen die Ufer zu grünlich schimmernd. Jetzt ist er ein blankes Schild, durch das die Sonne eine goldene Straße zieht und dessen Ufer ein blaurötlicher Nebel verbrämt. Wie groß muß doch der Durst der Erde sein, die jahrhunderte lang ihre Zunge lech-



Eigerz, St. Petersinsel und die Alpen.

zend ins Wasser streckt und nie ein Genügen kennt. — Zerfetzte Räucllein streichen über die Petersinsel, an dessen einem waldumrauschten Ufer eben ein Kahn wie eine schaukelnde Nußschale anlegt. Von der Höhe des Tessenberges aber sieht es aus, als würden zappelnde Ameisen dem leichten Gefährt entsteigen und sich über das verschwiegene, wie ein klösterliches Refugium anmutende Halbinselchen zu ergießen. Ein seebespültes Landzüngelchen voll Sage, Geschichte und Berühmtheit, das von der großen Vergangenheit erzählt, wie eine Witwe, die von der Erinnerung an ihr einstiges Glück zehrt. — Was nützt die blasse Wut des Nachbars Hagneckwerk. Er mag minutlich viel tausend Liter Wasser aus dem zahnlosen, weiten Rachen verschäumen, daß die Luft von Wasserduft getränkt erzitternd nach dem Tessenberg flieht, das Inselchen liegt auf festem Grund gebettet und scheint in weicher, liebenswürdiger Resignation zu lächeln, wenn der Wald auf ihm sein Abendschlaflied singt. Ein breites, wohlige Behagen liegt über ihm an einem milden Sommerabend, und wenn wie jetzt, ein Sonnenstrahl sich in einem Fleckchen Rot des gastlichen alten Hauses verfängt, winkt etwas Stilles, Unausgesprochenes herüber, aber etwas Herzliches, wie ein „Grüß Gott“.

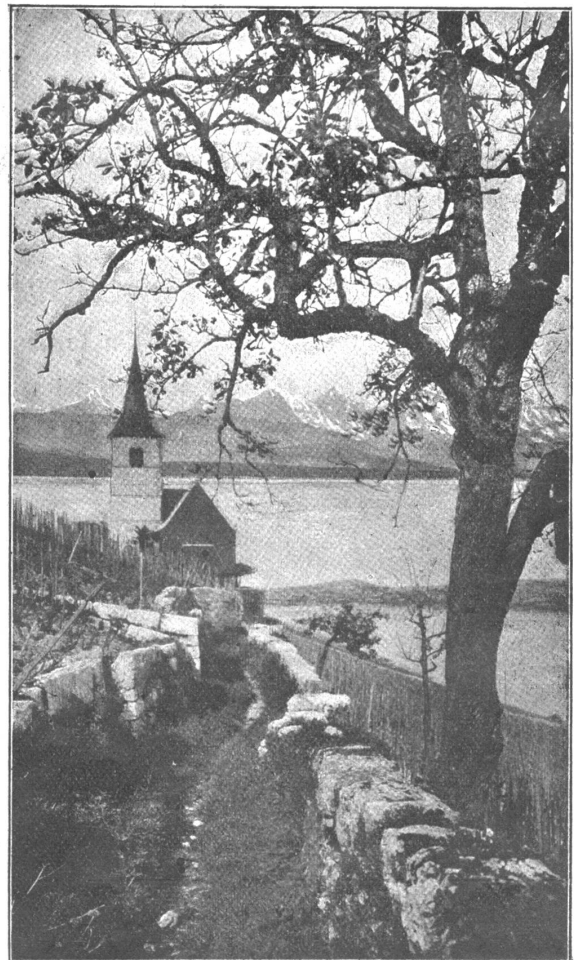
Der Weg führt abwärts; erst über weiche Teppiche, daß die Sohle versinkt, und dann über Steine und lustiges Geröll. Man tritt in Kühle und geheimnischweres Waldgeflüster. Viehhundertjährige Tannen bestehen den Pfad, der eine weite Schneckenlinie ist. Aus hochgebogenen Wurzelhöhlen gähnt tiefe, schweigende Nacht, die wer weiß welch Getier im Schlummer umfängt. Noch immer hängt rotgoldenes Licht wie Nixenspuß an den Hängen, an den Buchenästen und Haselnußzweigen, daß sie firren und singen und lange goldene Fäden spinnen.

Der Wald öffnet sich; voll Ehrfurcht treten die Bäume zurück vor dem Bilde zu unsern Füßen. Denn dort liegt eine Welt in rosige Schleier gehüllt, die im Westen eine glutvolle Pracht, von großer stiller und schweigender Schönheit ist. Wie blasse, violette Schattenbilder starren die blinden Türme der nach Größe drängenden Stadt Biel herüber und scheinen zu zittern. Ueber den scheu aneinandergedrückten Häusern brodelst ein Dampf und ein Rauch, als wäre dort drüben die brennende Stadt und in ihr alles Leben erstorben. Indessen senkt sich langsam die blaue Stunde des Abends nieder und unten vom See her huschen kleine Nebelregen wie Herlein der Petersinsel nach.

Der Wald wird dichter. Schauernde Märchenstimmung schleicht zwischen den Baumstämmen um. Das dichte Laubwerk verbirgt den See. Ein Vogel singt. Ein anderer lockt, fernere antworten, und einer flattert aufkreischend und flüchtend ganz nahe an mir vorbei durch das Gezweig.

Und plötzlich tritt aus einem Seitenpfad ein Mägdelein auf den Weg und schaut aus großen, verwunderten Augen

auf mich, die fast ängstlich fragen: „Was tust du hier? — Hast du dich verirrt?“ — Ganz schlicht, fast ärmlich ist es gekleidet und trägt ein rundes Körbchen voll fleischiger Himbeerfrüchte im Arm. Sein Haar ist von weicher, schmeichelnder Blondheit und sein Gang von singender Anmut und beweglicher Grazie. Still und betrachtend gehe ich hinter ihm her und lasse unbewußt das hilflos Scheue seiner Erscheinung in dieser duftenden farbigen Sommerabendluft auf mich wirken. Da bleibt es stehen in seiner schmalen Schlankheit, dreht sich ängstlich um, verweilt und geht weiter. Ehe ich mich

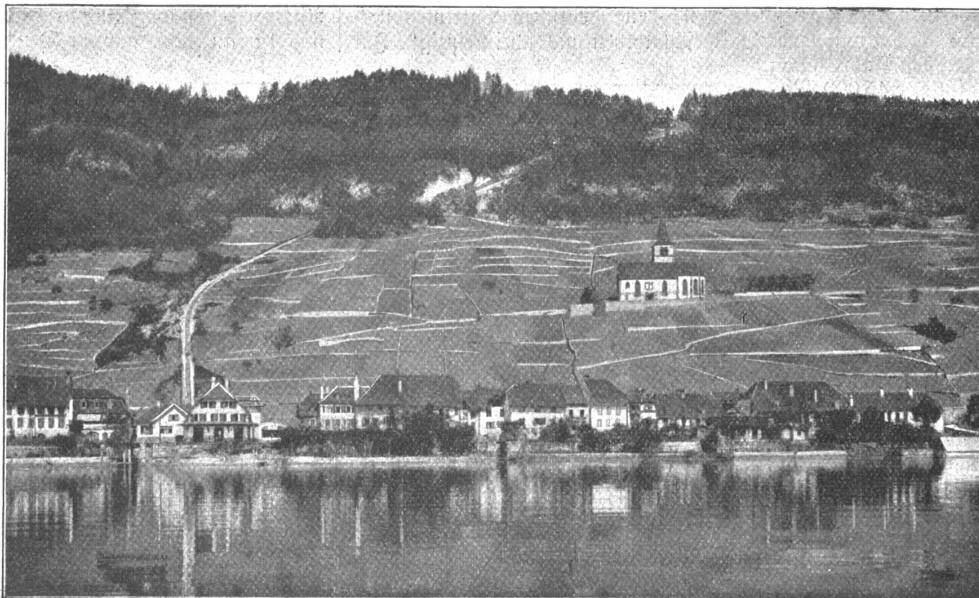


Kirche von Eigerz und die Alpen.

versehe, haben sich meine Augen in seinen zittrigen, lichten Haarwellen verfangen. — Die Augen, die dummen!

Wir treten gemeinsam, unter Scherzen und Lachen, in den mit gelben Kalksteinen eingefassten Weg, der abschüssig und in breitem Bogen sich nach dem Dorfe Ligerz wendet. — Noch arbeiten in den Weingärten, die wie breite Treppen nach dem See absteigen, schwitzende Männer in zurückgestülpten Hemdärmeln, die Vitriolspritze am Rücken, und Frauen in roten Kopfstüchern über müden, verarbeiteten Gesichtern und führen die Hacken so emsig und rühzig, als gälte es dem gelben, steinigen Boden rotes Gold abzuwingen. Mürrisch ist ihr Gruß und verdrossen wie von Leuten, die in harter Fron nutzlose Arbeit verrichten. „Ja“, sagt meine Begleiterin und macht traurige Augen, „die letzten Jahre waren den Weinbauern nicht günstig. — Mehr als ein Wingert bringt dieses Jahr nicht ein, was die Leute beim Hacken und Säen vertrinken. Wenn es nicht bald besser wird, müssen wir alle verlumpen.“ —

Ueber allen Dächern, Schornsteinen und Siebelmauern hinweg winkt die Kirche von Ligerz das Willkommen herauf. Das ist nicht eine, die altersschwach, in sich zusammengesunken am Ufer steht, sondern eine, die trotz ihrer Jahrhunderte sich stolz und schügend über dem Dorfe erhebt und deren Turmspitze an hellen Tagen bis weit nach den Alpen sieht. 1261 soll sie gebaut worden sein; aber mein Gott, wer will es ermitteln, wie mancher Stein aus dieser grauen Vorzeit noch an ihr haften geblieben ist. Wohl liegen hinter ihr, unter dem niedern Schirmdächlein des kleinen Anbaues, wo das Gras in der Dachrinne wächst, alte behauene Steine, die Wappen und fremde Namen enthalten, sonst aber gemahnt an seinem Außern nichts an sein hohes Alter. Noch spät am Abend, als die Dämmerung schon begann ihre grauen feinmaschigen Netze um Häuser und Bäume zu schlingen, gelingt es mir durch die Liebeshwürdigkeit eines mit den Verhältnissen vertrauten alt Pfarrherrn, der allein das Ruheneß des versteckten Schlüssels kennt, das Innere der Kirche zu be-



Ligerz, Stationen und Dampfschiffände.

sehen. Gleich nach dem Eintritt fällt dem Besucher, wenn er das schwere Angeheuer von einem Ofen neben der Türe überfiehet, die mächtige etwa 3 m hohe, in feingeschnitztem Rahmen hängende Tafel auf, die die Zehn Gebote Gottes, in altfranzösischer Sprache enthält. Trotz des Halbdunkels im Raum leuchten prächtige Wappenscheiben edler Berner Geschlechter in warmen, fatten Farben aus den Fenstern und stumm und würdig an vergangene katholische Zeiten gemahnt das im Chor stehende achteckige Taufbecken mit dem buntgemalten hohen Turm. Gewiß nicht alltäglich ist auch der Aufgang zur Kanzel, der aus einer Art Sakristei durch eine meterdicke Mauerwand einige Stufen emporführt. Das Stundenglas aber, das von der Kanzel absteht und wohl nach alter Sitte dem Prediger die Länge seines Wortes vorschreibt, mahnt uns an die Vergänglichkeit alles Seins und wir finden plötzlich, daß das Kirchlein eine schläfrige Modertluft erfüllt. —

Es ist Nacht geworden. Wie ein breites, schwarzsammetenes Tuch liegt der See vor uns ausgebreitet. Von fern her flackern vereinzelt Lichter auf und suchen eine Straße auf dem Wasser. Ein Kahn fährt dem Ufer nach. Man hört das Klatschen der Ruder und das Lachen fröhlicher Jugend. Wir aber wissen ein Wirtshaus, das freundlichen Gruß winkt und dessen tiefe Keller voll sind des herben Seeweins; da gehen wir hin.

E. Schr.

Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.

Als der Jahrestag der Völkerschlacht im Jahre 1814 wiederkehrte, forderte der deutsche Patriot E. M. Arndt seine Zeitgenossen auf zur Errichtung eines Erinnerungsmals, das des großen Ereignisses würdig wäre. „Ein kleines, unscheinbares Denkmal,“ schrieb er, „tut es nicht. Es muß draußen stehen, wo so viel Blut floß. Es muß so stehen, daß es ringsum von allen Straßen gesehen werden kann, auf denen die verbündeten Heere herangezogen. Soll es gesehen werden, so muß es herrlich sein, wie ein Koloss, eine Pyramide, ein Dom zu Köln.“

Dieser Aufruf Arndts weckte wohl in einzelnen Kreisen lebhafteste Begeisterung, sie erlosch aber bald wieder, als die Fürsten nach dem Sturz Napoleons in so kleintlicher Weise

das Freiheitsstreben des deutschen Volkes darnieder hielten und Umland zornig dichtete:

„Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch Freie seid ihr nicht geworden!“

Als 50 Jahre um waren (1863), tauchte die Idee wieder auf, allein ob den ausbrechenden Kämpfen von 1864 — 1871 legte sie sich wieder schlafen und erwachte erst Ende des Jahrhunderts wieder. Nun mußte ein Leipziger Schlachtdenkmal zugleich auch die Macht und Kraft des neuerstandenen deutschen Reichs wiederpiegeln. Die Ehrenschild an die Kämpfer von 1813 abzutragen, dieser Gedanke, zweimal vertagt, fand jetzt einen Vorkämpfer, der nicht ruhte, bis das Denkmal stand. Es war der Leipziger Architekt Clemens